





...nicht ... zu ...

...nicht ... zu ...

Berein der Pomologen und Obstzüchter für Anhalt und Provinz Sachsen.

Der Verein wurde unter der Leitung ...

Die Neuwahl des Vorstandes erledigte ...

Schwurgericht zu Halle a. S.

Am 6. März d. M. (Verbrechen wider das feine Leben) ...

Die Anklage legt der Frau Siegmund ...

Damit schloß die am 26. März ...

Wetter-Ansichten auf Grund der Berichte der deutschen Seewarte in Hamburg.

Table with weather forecasts for various dates and locations, including water levels and wind directions.

Volkswirthschaftlicher Theil.

Vom internationalen Getreidemarkt im Februar 1897.

Die Durchschnittspreise (in Mark) ...

Table showing international grain market prices for wheat, rye, and barley in various cities like Amsterdam, Berlin, and Hamburg.

Am 6. März d. M. (Verbrechen wider das feine Leben) ...

Getreide in Berlin - 0.05 (+ 1.02), Budapest + 0.16 (+ 0.04), ...

Bermittelte Nachrichten.

Aus dem Geschäftsberichte der ...

Concursachen, Zahlungsverhältnisse etc.

Am 3. April ...

Wachmärkte.

Berlin, 6. März. Städtischer Schlachtmarkt ...

Markberichte.

Preisnotirungen für Getreide ...

Advertisement for 'Schwarz & Tilling' featuring 'Tuchhandel' and 'Grosse Steinstrasse 15'.

Magdeburger Handelsbericht vom 6. März. (Fortsetzung) ...

Verkauf, 4. März. (Schlesien) ...

Städt. Anzeiger. Die ...

Waaren- und Produktberichte. Getreide. ...

Getreide. ...

Städt. Anzeiger. ...

Advertisement for Otto Thiele, Halle (Saale), featuring a bicycle and various services like printing and bookbinding.

Bekanntmachung. ...

Bekanntmachung, betr. Hundesteuer. ...

Bekanntmachung. ...

Bekanntmachung. ...

Bekanntmachung. ...

Bekanntmachung. ...



[Nachdruck verboten.]

**Das Geheimniß von St. Wingate.**

26] Roman von Ludwig Freiherr von Poſſl.

„Thue ich Dir wehe, kleiner Mann?“ ſagte er freundlich zu dem Kinde.

„Nein, aber der dumme Soldat da will gar nicht ſehen,“ erwiderte der Kleine vertraulich.

„So, vielleicht iſt er auch krank? Nichtig, ſein Fuß iſt ein- gebogen, den müſſen wir gleich geſund machen,“ ſagte Wilford und reparirte raſch mit ſeinem Taſchenmeſſer das Uebel.

Freudig leuchteten die Augen des Knaben auf, da er nun den Soldaten wieder mit ſeinen Kameraden in Reih' und Glied ſtehen ſah.

Mit der tröſtenden Verſicherung, daß er das Leiden des Knaben noch nicht für unheilbar halte, verabschiedete ſich Wilford von der Wittve.

Immer ſah er dieſes ſeltſame Leuchten der Augen vor ſich, als er den Weg zu ſeinen anderen Patienten antrat.

## Dreizehntes Kapitel.

## Wem gleicht das Kind?

Lady Mary hatte mit ihrer Schweſter Bella einen Spaziergang unternommen, um eine franke Frau zu beſuchen, die ſie ſchon ſeit Jahren unterſtützte. Als ſie die einzige Straße der Vorſtadt durchſchritten, feſſelte ihre Aufmerkſamkeit ein von wilden Neben umranktes Häuschen, in deſſen Vorgarten ein ſchlummern- des Kind in einer Hängematte lag. Das Geſichtchen des kleinen Schläfers war ihnen zugewendet, und bei dem Anblick deſſelben blieb Bella mit dem Muſe wie angewurzelt ſtehen: „Großer Gott, kann es eine ſolche Aehnlichkeit geben?“

„Wem, meiñt Du, ſieht das Kind ähnlich?“ frug Mary erſtaunt.

Sie wollte ſchon weitergehen, als eine Stimme rief: „Arthur, wenn Du bei Tag ſo viel ſchläſſt, dann wirſt Du wieder die ganze Nacht kein Auge ſchließen.“

Eine Frau mit ernſten, harten Zügen trat aus dem Hauſe, ſie hatte die beiden Damen bemerkt.

„Der Kleine ſcheint krank zu ſein,“ ſagte Lady Mary zu ihr.

„Ja, er iſt recht elend daran,“ erwiderte die Frau. „Aber, Arthur!“ rief ſie, den Knaben beim Arme ſchüttelnd, „wach doch auf, Deine Soldaten laufen Dir ja davon, wenn Du nicht auf ſie aufpaßt.“

Der Knabe ſchlug nun munter die Augen auf.

„Gott,“ flüſterte Mary ihrer Schweſter zu, „jetzt ſeh' ich auch dieſe Aehnlichkeit, ſie iſt erſchreckend. Dieſelben Augen, ſo dunkel und ſo groß.“

„Mir fiel dieſe Aehnlichkeit auf, als der Knabe noch ſchlief,“ entgegnete Bella.

„Sieh' nur hin,“ ſagte Mary, „ſo pflegte ſie zu ſchauen.“

„Wem meiñt Du?“ fragte Bertha erſtaunt.

„Wem anders, als Alice! Die Aehnlichkeit des Knaben mit ihr iſt wunderbar.“

„Wem gehört das Kind?“ wendete ſich Bella an die Frau.

„Mir,“ entgegnete dieſe barſch.

Mary athmete erleichtert auf, dann ſetzte ſie freundlich grüßend mit Bella ihren Weg fort.

Dr. Wilford traf bei einer Patientin mit Mutter Brown zuſammen, er benützte dieſe Gelegenheit, um die geſchwägige Wärterin über die Mutter des Knaben auszuſorſchen.

„Ich glaube errathen zu haben,“ ſagte Mutter Brown, „weſhalb Frau Miller nach St. Winaate gekommen iſt. Ich

möchte darauf ſchwören, daß ſie die Herkunft der unglücklichen Frau Black und Alles, was mit deren Tode zuſammenhängt, herausbringen will.“

„Wie meinen Sie das?“ unterbrach ſie Wilford haſtig.

„Nun, wenn eine Perſon, wie dieſe Wittve Miller, nur immer von der armen, jungen Frau und von dem unglücklichen Schlaftrunk ſpricht und hin und her fragt, wie eigentlich das Gift in denſelben gekommen ſei, dann muß ſie doch etwas Beſonderes vorhaben. Sie will aber nicht, daß irgend wer davon erfährt, weil ſie befürchtet, von der Polizei beläſtigt zu werden.“

„Das iſt ſehr klug von der Frau gehandelt,“ entgegnete Wilford erleichtert, „denn es kommt ja doch nichts mehr heraus. Auch Sie, liebe Frau Brown, hätten nur Unannehmlichkeiten zu erwarten.“

Mutter Brown ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen und betheuerte, daß ſie gewiß ſtumm ſein werde wie das Grab, denn davor möge ſie Gott bewahren.

Als Wilford nach der Konſultation aus dem Hauſe ſchritt, vermochte er ſich nicht der Vermuthung zu erwehren, daß dieſe Frau Miller dieſelbe ſein könnte, welcher er auf dem Bahnhof mit dem Kinde begegnet hatte.

Im Schaufenſter eines Spielwaarengelchäftes feſſelte ein kleiner, buntbemalter Tambour ſeine ganze Aufmerkſamkeit. Er kaufte den pußigen Kerl und ſchritt dann raſch auf Zupper's Haus zu.

„Wie geht es dem kleinen Manne?“ Mit dieſer Frage trat er in die Stube.

Frau Miller ſtopfte Strümpfe, während der Kleine in ſeinem Stühlchen am Tiſche ſaß und ſein Abendbrod, eine Taſſe Milch mit Biſquit, verzehrte.

„Ich habe es für zweckmäßig erachtet,“ ſagte er zu der Wittve, die ſeinen Beſuch nicht mehr erwartet hatte, dem Knaben eine beruhigende Medizin für die Nacht zu geben; hier iſt das Fläſchchen.“

Nachdem Dr. Wilford den Knaben ſorgfältig unterſucht hatte, ſagte er zu demſelben: „Weißt Du, mein Junge, wenn Deine Soldaten gut marchiren ſollen, dann müſſen ſie einen Tambour haben.“

Unter hellem Jubel des Knaben ſtellte er den Tambour auf den Tiſch, der nun zu trommeln anſang. Frau Miller wollte ihm für die zarte Aufmerkſamkeit danken, er lehnte es aber mit dem Bemerken ab, daß er gerne ſeinem kleinen gedulbigen Patienten eine Ueberräſchung bereite.

Als Dr. Wilford aus dem Garten der Stadt zuſchritt, ge- wahrte er nicht eine Dame, die ihn ſcharf ins Auge gefaßt hatte. Die Dame, Lady Bella, ſchlüpfte, nachdem ihr Gatte ihrem Geſichtskreiſe entſchwunden war, raſch in das Haus und ging in die Stube des Kindes, das allein mit ſeinen Soldaten ſpielte.

„Wie heißeſt Du, liebes Kind?“ frug ſie, indem ſie dem Knaben eine Düte mit Bonbons überreichte.

„Arthur,“ gab der Kleine zur Antwort.

„Und wie heißeſt Deine Mutter?“

„Miller.“

„Iſt die Frau Deine Mutter, bei der Du wohnſt?“

„Freilich.“

„Und wer iſt Dein Vater?“

„Der iſt ſchon todt,“ ſagte der Kleine wehmüthig.

„Deſhalb trägt wohl Deine Mutter die Wittwenhaube?“

Schon ganz vertraulich geworden, ſagte der Kleine nun: „Da ſchau' her, liebe Frau, dieſen Tambour hat mir der gute Doktor mitgebracht.“

„So, Dr. Wilford ſchenkte Dir den Tambour?“ entgegnete Lady Bella

„War das nicht schön von dem guten Doktor?“ erwiderte das Kind mit ahnungsloser, unschuldiger Miene. Lady Bella fühlte, daß sie die Erregung, welche die Worte des Knaben in ihr hervorgerufen hatten, nicht mehr bemeistern konnte, und verließ rasch das Haus. Sie beschleunigte ihre Schritte, um noch zu Hause zu sein, bevor ihr Mann zum Diner kam.

**Vierzehntes Kapitel.**

**Lady Bella's Verdacht.**

An ihrem Hause angelangt, zog sie so heftig die Klingel, daß der ihr öffnende Diener bei ihrem Anblicke erschrad. „Wo ist Doktor Wilford?“ rief sie sehr erregt dem Diener zu.

Er ist noch nicht zu Hause,“ antwortete der Diener. Sie stürzte in ihre Wohnung hinauf. Die Neugierigkeit des Knaben hatte in ihr wieder die glühendste Eifersucht angefaßt, die Vermuthung, daß das Kind ihren Gatten Vater nennen dürfte, qualte sie bis zur Raserei. Nach einer Stunde, die für sie zur marternden Ewigkeit geworden war, kam Dr. Wilford nach Hause. Er traf seine Gattin schon im Speisezimmer, wo bereits servirt war.

Schon während des Speisens war es ihm aufgefallen, daß seine Gattin auf seine Fragen nur mit einem kurzen Ja oder Nein antwortete. Er wollte sich aber nicht den Anschein geben, als hätte er ihre üble Laune bemerkt, und lebenswürdig fragte er sie beim Dessert: „Willst Du Trauben oder Aepfel, meine Liebste?“

Erblassend rief ihm Bella zu: „Wie kannst Du es wagen, mich zu beleidigen, indem Du mich Liebste nennst? Gehe hin zu Deiner anderen Liebsten, ich halte Dich nicht auf.“

„Bella, was sprichst Du da?“ entgegnete er erstaunt. „Dein Gewissen wird es Dir sagen,“ erwiderte Bella mit verächtlichem Blicke.

„Mein Gewissen ist rein, ich verstehe Deine Anklage nicht.“

„Thörin, die ich war!“ rief sie nun in Thränen ausbrechend. „Für einen Unwürdigen entloß ich aus dem Hause meines Vaters, zum Lohne dafür hat er mich enterbt, hat sich meine Familie von mir losgesagt. Und was botest Du mir dafür?“

Wilford hatte seine Mäßigung verloren. „Diesen Schimpf, diesen Schmach thust Du mir an, Du; die Tochter eines Pairs von England!“ schrie er auf. „Welchen Schimpf hätte ich über Dich gebracht?“

„Versuche nicht, mich länger zu täuschen,“ entgegnete sie mit kreischender Stimme, „das Kind in Tupper's Haus ist Dein Kind!“

Wilford erblaste, sein Athem stockte. „Nicht wahr?“ lachte sie wild auf, „das hast Du nicht erwartet? Wie konntest Du es wagen, dieses schamlose Weib in die Stadt zu bringen, das Du bisher doch so gut versteckt hattest?“

Diese Anspielung auf Frau Miller, welche Bella zweifellos für seine Geliebte hielt, gab Wilford seine Fassung wieder.

„Bella,“ sagte er lachend, „Du kannst doch bei gesunder Vernunft nicht glauben, daß dieses alte Mannweib in Tupper's Hause mir gefährlich werden konnte; jetzt fürchte ich wirklich für Deinen Verstand. Wenn Du diese Frau Miller, die für mich heute noch eine Fremde ist, Dir genau betrachtest hättest, dann hättest Du sehen müssen, daß sie dem Alter nach meine Mutter sein könnte.“

Diese Vertheidigung schien Bella's Zorn entwaффnet zu haben. Fast verlegen berief sie sich auf Frau Brown, welche ihr die Anwesenheit der Fremden mit dem Knaben in Tupper's Hause in ihrer Klatschsucht verrathen habe. Von Neugierde getrieben, wäre sie in das Haus gegangen.

Nun spielte Wilford den Beleidigten.

„Bei Gott, es ist sehr ehrenhaft für eine Lady, den Gängen ihres Mannes, die nur seinem Berufe gelten, nachzuspioniren.“

Bella fühlte sich beschämt, schon wollte sie dem Gatten veröhnend die Hand reichen, da zuckte wieder ein Gedanke durch ihr Gehirn und leidenschaftlich rief sie: „Wie kommt es, daß der Knabe, der Dir bis auf die Augen zum Sprechen ähnlich sieht, Arthur wie Du heißt?“

„Was Du mir da von der Neugierigkeit faselst,“ gab er ihr kalt zurück, „ist nur eine Ausgeburt Deiner erreaten Phantasie.“

Was aber den Namen des Knaben anbetrifft, so hat mir dessen Mutter gesagt, daß er George heißt. Sollte er übrigens noch den zweiten Namen Arthur tragen, so wäre es denn doch geradezu albern, mir dies zum Verbrechen anzurechnen. Wenn es einem Arzte ebenfalls als Verbrechen geudeutet wird, daß er, selbst ein Kinderfreund, einem kleinen Patienten ein Spielzeug schenkt, so nehme ich getroßt diese Schuld auf mich.“

Bella senkte verlegen ihre Augen zu Boden, sie war zwar noch nicht ganz beruhigt, aber sie fühlte doch für den Augenblick ihre Eifersucht schwinden.

Wilford neigte sich zu ihr und küßte sie zärtlich. „Du hast mir versprochen, Vergangenes vergangen sein zu lassen, ich rechne darauf, daß Du dies Versprechen einhältst. Und noch eine Frage: Soll ich den kranken Knaben noch ferner behandeln? Wenn es Dir unangenehm ist, Bella, so werde ich ihn meinem Kollegen Burns übergeben.“

Bella blickte mit reizendem Lächeln zu ihm auf und kispelte nur das eine Wort: „Unsim.“

**Fünfzehntes Kapitel.**

**Eine neue Spur**

Der kleine Baronet Harcourt kränkelte. In ihrer Besorgniß, die nicht nur dem geliebten Sohne, sondern auch dem Erben eines großen Namens galt, wendete sich Lady Harcourt an Sir William Burns um Rath. Der Freund und Arzt ihres Hauses gab ihr die tröstende Versicherung, daß von einer Gefahr für ihren Liebling zwar keine Rede sei, es aber doch bei der schwächlichen Konstitution des Knaben angezeigt wäre, den rauhen Winter mit Frank Harcourt in einem wärmeren Klima zu verbringen.

Die Frage, wohin sie sich begeben sollte, beantwortete ein Schreiben ihres Bruders, der Pastor in einem Städtchen Süddeutschlands war, in welchem wegen der Milde und Beständigkeit des Klimas sich viele Ausländer den Winter über angesiedelt hatten.

Von diesem Projekte wollte aber Lady Emmy absolut nichts hören. Sie betheuerte zwar, daß sie ihr geliebtes England nicht verlassen könne, ihre Mutter aber errieth sofort den wahren Grund ihrer Opposition.

(Fortsetzung folgt.)

**Unsere Volksvertretung, wie sie ist und trinkt.**

Wahrnehmungen aus älterer und neuer Zeit.

Von Frenaeus.

In der „Frankfurter Zeitung“ finden wir die folgende lustige Reichstags-Blauderei, die wir in der Annahme wiedergeben, daß sie auch in unserem Leserkreise Interesse erregen wird.

Der Restaurateur des Reichstages hat sich mit der Klage in die Oeffentlichkeit geflüchtet, daß er nicht mehr auf seine Kosten komme, weil die Volksvertreter, die nicht da sind, auch nichts verzehren. Der Nothschrei dieses wackern Mannes, der den unter Berliner Restaurateuren sehr beliebten Namen Schulze führt — „Schulze mit'n k“ lautet ein Gastwirthschild in der Wallstraße — ist eigentlich die erste und sicherste statistische Unterlage für die von Einzelnen noch bestrittene Thatfache, daß der Absentismus der Abgeordneten sich bis zur Unerträglichkeit gesteigert hat. Schulze's Kassenbücher enthalten das statistische Material von etwa 20 Jahren. Es ist gleichzeitig von böser Vorbedeutung, daß dieser Mann mit dem sichersten politischen Blicke des Gastwirths jetzt endgiltig an der Zukunft des Reichstages verzweifelt. Alle Kompromißversuche zwischen ihm und dem Vorstande dieser kulinarisch herabgekommenen Vertretung sind gescheitert. Das auf so langjährigen materiellen und gemüthlichen Beziehungen beruhende Verhältnis Schulze's zu der deutschen Volksvertretung wird am 1. April gelöst. Von der Stätte des allgemeinen Wahlrechts mit dem Korrelat der Diätenlosigkeit zieht sich Schulze zu den Diätenempfängern des Dreiklassenwahlrechts und zu den preußischen Granden zurück, denen mit altem, beseligtem Grundbeß die Befähigung zur Gesetzgebung und zur hauseigenen Würdigung des Restaurateurs angeboren ist. Man braucht den Herrn nicht etwa zu bemitleiden, er hat es von der Pike, von der auf die meisten Gastwirths dienen zu Wohlhabenheit, Titel, Orden und einer Lotterie

kollekte gebracht und hat sich mit dem Altentheil der beiden Häuser des Landtages jedensfalls das bessere Theil erwählt. Der Reichstag wird auch einen neuen Restaurateur finden; es fehlt ja im wirtschaftlichen Kampfe ums Dasein nicht an wagehalsigen Spekulant.

Im Abgeordnetenhaus wird viel mehr geessen und getrunken als im Reichstage, nicht etwa nur, weil es dort voller ist und Jeder 15 Mark Diäten zu vernaschen hat. Nein, die Gesellschaft am Dönhofsplatz ist sozial und landsmannschaftlich mehr als der Reichstag auf dasjenige mittlere Niveau feiner und flüssiger Genüsse zugeschnitten, das die Parlamentsbewirthung bietet. Es fehlen unter diesen 15 Mark-Männern die Fürsten, Prinzen, Grafen und schwersten Großindustriellen des Reichstages, die ihr Frühstück — und erst recht ihr Mittagmahl — pardon Lunch und Diner — zu etwas höheren Preisen als 1 bis 1½ Mark außerhalb des Hauses der Gesellschafter einnehmen. Es fehlen andererseits dort auch die ganz bescheiden situirten Volksvertreter des Reichstages, denen die Preise des Parlamentsrestaurateurs noch zu theuer sind. Es fehlen auch die Süddeutschen mit ihren besonderen Neigungen und Geschmäckern, denen die Parlamentsbewirthung nicht gerecht wird. Im Abgeordnetenhaus überwiegen die Norddeutschen und Ostelbier: das ist eine frühstückende Rasse mit Vorliebe für stärkere Getränke. Und aufs „Frühstück“ kommt es an in den Parlamenten; die Mittagstunde fällt für Viele erst hinter die Sitzung. Am Dönhofsplatz wird mit Eifer und Behagen gefrühstückt. Die plakatartig in Mitte des Buffets aufgestellte Speisekarte ist jedenfalls die am eifrigsten studirte Drucksache dieses hohen Hauses. An ihr geht keiner achtlos vorüber. Es wird nie leer an diesem Buffet beim glasweisen Ausichank von Sekt, Wein, Schnaps. Das dort sehr beliebte „Kroffobil“ — eine Mischung von Cognac und Alkohol mit einem Bitteren in ursprünglich zu weit Größeren bestimmten Glase —, eine alte polnische Eroberung auf deutschem Gebiete, hat sich im Reichstage nie recht einbürgern können. Ich möchte auch den Süddeutschen sehen, der diesen scharfen Genuß als Frühstücks-trunk auf einen Zug hintergießt, und zwar mit verzückter Miene, wie ein alter parlamentarischer Brauch es gebietet und wie die Männer von der Weichsel, vom Pregel und dem Ostseestrande es virtuos üben. Die Übung macht den Meister.

Was aber die Hauptsache ist für den großen Unterschied in der feuchten und trockenen Konsumtion zwischen Landtagsboten und Reichsboten: das sind die Räumlichkeiten. Die alte Bude am Dönhofsplatz, die im nächsten Jahre zu Gunsten eines neuen Palastes verlassen wird, ist unglaublich einfach, winkelig und beschränkt, aber sie ist gemüthlich für den, der sich erst einmal in ihr zurechtzufinden weiß. Sie hat kein Foyer, denn was man offiziell so nennt und was dort in Wahrheit „Wolfschlucht“ genannt wird, das ist ein dunkler, niedriger Gang, den nur lichtscheue Menichen aufsuchen. Der Bufferraum und die angrenzende Restauration sind in aller ihrer Einfachheit doch die einzigen menschenwürdigen Räume außerhalb des Sitzungs-saales. Durch sie führt auch der gewöhnliche Weg in und aus dem Saale und auch in das vielbesuchte Lesezimmer. Die Landtagsabgeordneten sind wie eine Familie mit beschränkten Räumlichkeiten, die die Küche zugleich als Wohnzimmer und das Eßzimmer zugleich als gute Stube benötigen muß. Darin liegt viel Anreiz und Verführung. Wer täglich ein Duzendmal ein ziemlich verlockendes Buffet passirt, der müßt mehr Widerstandsfähigkeit haben, als sie Parlamentarier eigene ist, um nicht einen Theil seiner täglichen 15 Mark dort anzulegen. Dem entgeht auch der Sparmanie nicht. Und selbst der alte nationalliberale Herr aus Hannover — er ist längst todt —, der nachweisbar mit 150 Mark monatlich in Berlin lebte und mit den übrigen 300 Mark, die er monatlich von seinen Dingen erparte, den Sommer hindurch in seiner Heimath als sorgenfreier Rentier saß, selbst der ist zuweilen der Versuchung unterlegen, obgleich er für gewöhnlich seinen Mittagstisch in der Nähe mit 75 Pfennigen bestritt.

Das alte Gebäude in der Leipzigerstraße, das den Reichstag ein Vierteljahrhundert beherbergt hat, war vornehmer und bequemer als das Abgeordnetenhaus. Aber wohlthätig und gemüthlich war es trotzdem auch. Der neue Prachtbau am Königsplatz ist das garnicht. Das ist eine Lebenswürdigkeit für die Fremden mit mehreren Sternchen im Bäder, eine Art Museum für Bildhauerei und für das Kunsthandwerk in Holz, Leder, Geweben und Glasmalerei; weder keinem Zwecke noch dem Charakter der Dienichen entsprechend, die in ihm hausen und arbeiten sollen. Die von einem demokratischen Wahlrecht er-

nannten Gesetzgeber unserer Zeit sind nun einmal keine Renaissance-Menschen, die durch hohe Säulenhallen und Kuppelbauten auf polirten Marmorfußböden Empfinden und ihrer dekorativen Wirkung sicher daherschreiten. Ach nein, sie wirken viel bescheidener. Der Erbauer des Reichstagspalastes scheint sich die Reichstags-Abgeordneten wirklich als römische Senatoren oder italienische Patricier des 15. Jahrhunderts vorgestellt zu haben. Dazu fehlt ihnen viel. Dazu fehlt auch die Sonne der Renaissance. In unserm Klima am Königsplatz zu Berlin hat der Gesetzgeber den größten Theil der Session schmutzige Stiefel und aufgekrempelte Hosen und im Allgemeinen wirken er und die vielgepriesene Wandelhalle zusammen höchst stillwidrig, so stillwidrig, wie auch die verehrten Heeren vom Bundesrathe in den romantischen Kaiserstühlen ihres Vorraales im Reichstage wirken würden, wenn sie so feck und geschmacklos wären, sich in diese zu setzen. Das fällt keinem von ihnen ein. Dazu müßte er sich erst kostümiren. Es giebt eben auch Stühle, die weniger zum Eigen als zum Ansehen bestimmt sind und zum Preise des Kunstgewerbes, das stolze Haus, theils Museum, theils Kirche, theils Palast, wird dem größten Theil der Abgeordneten nie vertraut werden. Die Räume lösen auch dem neugewählten, mit dem ganzen Stolz des Volksvertreters ausgerüsteten Manne, der aber in seiner Heimath ein bescheidenes Bäuerlein, ein kleiner Schlächter oder Gastwirth, ein Zigarrenarbeiter, ein entlassener Volksschullektor, ein ostpreussischer Graf mit gestickten Strohdächern oder ein bescheiden apanagirter Prinz aus ehemals reichsumittelbarer Familie ist, immer eine gewisse Scheu ein. Ein Mann mit derben ringelbrennen Stiefeln und rothbaumwollenem Taschentuch fühlt sich selten wohl auf einem kostbaren Smyrnatapich vor einem vier Meter hohen Kamin aus schwarzgedebertem Marmor. Es giebt einen einzigen Raum im Reichstagspalast, der nicht imponant wirkt, nicht einmal ernst und würdig; das ist der einzige, bei welchem das angezeigt wäre, nämlich der Sitzungsaal. Der nimmt sich in seiner hellen überladenen Holzkarditkette mit seinen kosteten Logen und Tribünen wie ein elegantes Sommertheater in einem Steinpalaste aus. Ein anderer Raum aber, bei welchem Gemüthlichkeit und freundliche Bohnlichkeit durch seinen Zweck geboten wäre: die Restauration, wirkt kalt und imponierend. Hohe, stets geschlossene Flügeltüren, oder vielmehr Thore aus dunkelroth-braunem Holz mit prächtigen Bronzeverzierungen führen aus der gerühmten Wandelhalle in die Restauration. Durch solche Thore zieht man feierlich in einen Dom ein, oder in ein kaiserliches Schloß zur Audienz, aber nicht um für 50 Pf. Linienmetz mit Bratwurst zu genießen und dazu einen Schnitt Bier, — was ein sehr beliebtes Frühstück der Herren Gesetzgeber ist, — oder ein paar warme Würstchen oder Königsberger Klops mit Kapern-Sauce und wenns hoch kommt ein Diner für 1 Mark! Soviel kostet nämlich das Mittagessen im Reichstag; einzelne Prozen, die es üppiger treiben, bekommen noch zwei Gänge mehr und dann kostet es 1,50 Mk. Diese dem mittleren Niveau der Reichstagsabgeordneten ganz richtig angepaßte Art der Verpflegung bildet die beste Kritik gegen die falsche Pracht und Ueberladung der Räume. Sie paßt nicht zu prunkhaft geschmückten Buffets von sonst nie gefeiner Größe und kostbaren Raminen. Man kann darin nicht gemüthlich essen — auch nicht trinken und fröhlich sein.

Das alte Reichstagshaus hat den geselligen Verkehr der Abgeordneten gefördert und die Vertreter verschiedenler Anschauungen außerhalb des eigentlichen Kampfesplatzes eng zusammengeführt. Der neue Palast könnte gar nicht sinnerreicher erdacht sein, wenn beabsichtigt gewesen wäre, diesen Verkehr, der auch politisch nicht zu unterschätzen ist, zu zerstören. Erreicht ist das wirklich in hohem Grade. Im alten Hause lagen die Haupträume hübsch bei einander; das einfache helle, freundliche Foyer, in welchem man nicht auf polirtem Marmor „schlidderte“, sondern wie sich's für unser Klima gehört, auf Teppichen ging, hatte zur einen Seite, nur durch Glasthüren geschieden, die meist offen standen, das Buffet und die Restaurationszimmer, zur andern die Eingänge des Sitzungs-saales; Wohnzimmer, Arbeitszimmer, Eßzimmer und Trinkstube, eng verbunden, in einer Minute zu durchschreiten und nicht durch eine kleine Reise und durch höchst kostbare, aller Bewunderung werthe Flügelportale getrennt, die aber nur von einem starken Manne mit Anstrengung geöffnet werden können. Da gings ungewungen und zuweilen auch feuchtfröhlich zu. Foyer und Buffetverkehr gingen in einander über. Der Bowlenklub trat oft über die Schwelle der offenen Glasthür im Foyer zuhause. Diese alte, ehrwürdige parlamentarische Einrichtung hat die mörderische Weitsichtigkeit des neuen Prachtbaues natürlich auch getödtet. Man müßte jetzt eilende Boten und Telephon benötigen, um die Mitglieder dieses Klubs aus den

beffen noch tabegu einem st ein kt, so  
war mblick  
haft rechte ne deln? einem  
spipette  
gniß, Erben  
Sir aufes für wäch- ruhen ver-  
ein tchen Be- r an-  
nichts nicht ahren  
ie  
gende heber- regen  
Klage seine auch der chulge n der stische daß chkeit stische böser reichs- und betzung d ge- der ber läten- Drei- denen befeh- teurs emitt- (Saf- terie

welken Männern zu ... mensurufen. Dieser Bowlenklub — wie oft habe ich ihn als Polenklub verstanden — war eine alte parlamentarische Institution, wenn auch kein Handbuch sie ausführte. Männer aus den verschiedensten Parteien gehörten zu ihm, namentlich auch die gesellschaftlich sehr angenehmen, „Welfen“ genannten Herren aus Hannover, meist Männer, die im Plenum selten sprechen, die sich aber dafür mehrmals während der Sitzung am Buffet um ihren Präsidenten sammelten und nach einer kurzen Ansprache mit lebenswürdiger Feierlichkeit ein Glas Bowle leerten, wie sie gerade die Jahreszeit bot. Und dieser Präsident des Bowlenklubs! — Wieviel Würde und gewinnende Anmuth vereinte er in der Ausübung seines Amtes! Lange Jahre war Präsident des Klubs ein konservativer Herr aus Sachsen, der repräsentativste Sachse, den ich je gesehen habe. Reich hieß er, ganz schlicht Herr Reich, und war meines Wissens ein zur Ruhe gesetzter Kaufmann mit Grundbesitz. Eine Parlamentsrede hat er nie gehalten. Aber wie sah er aus: schlanke, hohe Figur, ein ausdrucksvoller Kopf mit kurzem, weißem Haar und starkem Epigbart. Ein Wallensteinischer General in elegantem Zivil. So müßte Tilly in seinen älteren Jahren nach der Zerstörung Magdeburgs ausgesehen haben, wenn er eine tadellose weiße Weste und einen gut in die Taille gearbeiteten Gehrock getragen hätte. Das war ein Präsident, wie der Reichstag kaum einen gehabt hat, würdig, imponirend und doch leutselig. Er wirkte auch im Plenum großartig dekorativ. Jeder neue Besucher der Tribünen fragte nach diesem Charakterkopf und war dann erstaunt, daß ein solcher Mann nicht an der Spitze einer großen Partei stände. Er hat den neuen Reichstag nicht betreten und der öffentlichen Thätigkeit entsagt. Hoffentlich trinkt er aber auch im Ruhestande Bowle.

Es haben leider freiwillig und unfreiwillig Viele entragt, deren Persönlichkeit früheren Reichstagen ein geistiges und soziales Gepräge gab. Auch die beiden maderen Freunde aus Süddeutschland sind nicht mehr, zwischen denen ich einst im alten Foyer eine kleine Fehde vermitteln mußte. In urwüchsigem Dialekt fuhren sie auf einander los:

Schwäg' deutsch, wenn de schwäge willscht, du blamirschst uns vor die Leut' mit deine Fremdwörter und schwägt wie e Knot'!  
Halt's Maul, alte Kuh, i hab's ganz richtig g'sagt. —

„Ad notum“ nehmen hatte der Bäckere nämlich von der Tribüne herab gesagt und darob war der Zorn des humanistisch gebildeten Fraktionsgenossen entbrannt. Wie stolz war aber, und wie fest überzeugt, daß er auch Latein sprechen könne, jener brave Mann, als das Stenogramm begrifflicher Weise ganz richtig „Ad rotam“ aufwies. Abends saßen der „Knot“ und die „alte Kuh“ verjöhnt beim Biere. Unter den imponirenden Säulenhallen des neuen Reichstagspalastes wäre eine so natürliche Aussprache zweier Geseßgeber nicht mehr denkbar: Sie wäre zu silwidrig.

Das alte Haus hatte eine Tradition und die ist wichtig. Man frage nur jeden Barren, der sich ein neues Schloß gebaut hat. In den Anfängen der Reichsherrlichkeit gabs im Foyer und Restaurant Gesellschaftsabende, heitere Gelage, oft bis tief in die Nacht, bei denen süddeutscher Humor und Trinkfestigkeit das einigende Band der Parteien und Stämme verstärkte. Die Parteigegeñisse waren auch damals noch nicht so scharf wie in den letzten Jahren. Von einem großen Fischessen des Reichstags und von einer berühmten Weinprobe erzählt die parlamentarische Geschichte. Im grünen Teppich des alten Foyers, rechts hinten auf der linken Seite, war bis zuletzt ein großer, allen chemischen Reinigungsversuchen widerstrebender Fleck zu sehen. Das war ein Merkmal übergeschäumter Genußfreudigkeit eines solchen Festabends und der alte Kastellan nannte im Vertrauen auch den Namen des berühmten Parlamentariers, der sich dort im Teppich ebenso wie in der Geschichte des geinigen Vaterlandes verewigt hat. Auch der stille Winkel war Eingeweihten bekannt, in dem am gleichen Abend ein berühmter Rechtsgelehrter und Staatsmann in dunklem, nie ganz aufgeklärtem Drange sich eingeschlossen hatte und fest eingeschlafen war, sodaß es Mühe kostete, seiner wieder habhaft zu werden. So ein altes Haus hat eben alte Erinnerungen. Und dann der schöne, große Garten mit den berühmten alten Eibenbäumen und mit den hohen schattigen Platanen, ein Parkbyll in der Großstadt, einst im Besitz der Familie Mendelssohn, dann vom Reichstag und Herrenhaus gemeinschaftlich benützt. Da gabs zuweilen schöne, nächtliche Feste für Reichstag und Bundesrath. Es waren auch Feste für den Restaurateur. Dort hat in lustiger

Mitternacht ein vielgenannter Minister einen politisch sehr gemischten Chor dirigirt, der ein bekanntes Lied von einem Wirthshaus sang, das an einem Nebenfluß des Rheins stehen und auch eine Wirthin haben soll. Die Platanen des schönen Gartens, der jetzt zum Theil schon zerstört ist, waren verschwiegen. Wäre Aehnliches im neuen Reichsbau möglich? Können unsere Geseßgeber vielleicht auf dem Königsplatze im Angesicht der Siegessäule nächtlich Schelmenlieder singen? Unmöglich! Sie wollen auch gar nicht mehr. Leute, die ihren Restaurateur nicht ernähren können, haben keine Lieder.

Die Tradition des alten Hauses ist dahin; es ist von dem preussischen Fiskus, dem unter der jetzigen Leitung das ganz ähnlich sieht, pietätlos schimpfirt worden, noch ehe es dem Abbruch verfiel. Die Zeit ist pietätlos geworden. Der Altreichskanzler, der zum alten Hause gehörte und das neue nie betreten hat, weiß davon zu erzählen. Nun zieht auch Schulze aus. Er war immer ein wohlgefinnter Mann. Ich kann mich der Vorstellung nicht erwehren: Schulze folgt Bismarck. Der Altrestaurateur dem Altreichskanzler. Die Götter gehen davon, die großen und kleinen.

## Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **B. Pfeifer, Kaiser Wilhelm I.** Aus seinem Leben Serganten erzählt. Halle a. S., 1897. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 105 S. Preis eleg. cart. 1.20 Mk. — Wie dies kleine Buch schon anmuthet durch den einfachen Titel, so berührt noch viel angenehmer sein Inhalt. In meisterhafter Weise sind hier die Hauptabschnitte aus des alten Kaisers Leben unserer Jugend erzählt so warm, so herzwinnend, so verständlich, daß es eine wahre Freude ist. Wenn ein Preis für eine gute Jugendschrift zum 100. Geburtstage ausgeschrieben wäre — diesem Buche würde er unzweifelhaft zufallen.

Im Märzheft von Richard Fleichers „**Deutscher Revue**“ beginnen „Franz von Lenbachs Erzählungen aus seinem Leben“, aus Gesprächen mit dem Meister mitgetheilt von W. Wyl († Ritter von Wymetal) zu erscheinen. Wir möchten unsere Leser auf diese hochinteressante Publikation ganz besonders aufmerksam machen. Was Lenbach in seiner originellen Art über seine Jugend, seine Lehr- und Wanderjahre, seine Beziehungen zu den berühmten Zeitgenossen, seine Ansichten über Kunst und Künstler u. s. w. erzählt, kann nicht verfehlen, in den weitesten Kreisen Aufsehen zu erregen.

— „**Nothgroßchen**“ nennt man das Bavieregeld, das in der Zeit der Befreiungskriege ausgegeben wurde. Eine hochinteressante facsimilirte Abbildung solcher Nothgroßchen mit begleitendem Text bietet das soeben erschienene Heft 13 der „**Modernen Kunst**“ (Verlag von Rich. Bong, Berlin W.), das zugleich als prächtig ausgestattetes Festschriftchen den Freuden des Karnevals gewidmet ist. Das Facsimile dieser Nothgroßchen ist entnommen dem gleichfalls im Verlage von Rich. Bong, u. Co., Berlin W., erscheinenden illustrierten Brachtwerk: „**Deutsche Gelden aus der Zeit Kaiser Wilhelms des Großen**“ von Hans Kraemer.“ Dieses ausgezeichnete Werk, das in illustrativer und textlicher Beziehung einzig in seiner Art dasteht, ist am Anlaß der Centenarfeier, die wir im Andenken an den großen Kaiser begehen, auf Grund vielen bisher noch nicht veröffentlichten Materials entstanden. Zu diesem wenig oder noch gar nicht bekannte Material gehören auch die Nothgroßchen. Ein einfacher Text: ist es, der auf der einen Seite die Nummer 4347 und die Aufschrift „**Kolberg 1807**“ Zwei Groschen. Unter König. Garantie“ nebst einigen Unterschriften und auf der anderen Seite den Stempel des Königl. Preussischen Gouvernements Kolberg trägt. Gneisenau, Schill, Nettelbede — ein leuchtendes Dreigestirn ist es, das damals die Herzen der Kolberger zu edlem Heroismus entflammte. Nach dem Tilsiter Frieden kam über Preußen die bitterste Noth. Unerlöschliche Kriegskontributionen waren aufzubringen, der Staat verkaufte seine Domänen, die Offiziere der aufgelösten Regimenter wurden auf Halb Sold gesetzt, alle Einwohner wurden aufgefordert, ihr Geld und Silber in die Münze zu verkaufen oder für dasselbe eine Steuer von einem Dritteltheil des Werthes zu zahlen. Das war die Zeit der schweren Noth, in der die Nothgroßchen in Kurs waren. Und zur Ehre des preussischen Staats sei's gesagt, daß alle diese Nothgroßchen später mit vollwerthiger Münze eingelöst wurden. Man kann der „**Modernen Kunst**“ bezw. dem trefflichen Hans Kraemer'schen Brachtwerk: „**Deutsche Gelden aus der Zeit Kaiser Wilhelms des Großen**“ nur lebhaften Dank wissen, daß sie dieses Erinnerungszeichen aus schwerer Noth, aber aus großer Zeit weiteren Kreisen des deutschen Volkes zugänglich gemacht haben. Im Uebrigen sei hervorgehoben, daß Heft 13 der „**Modernen Kunst**“ auch als Fascinumsnummer eine ausgezeichnete, künstlerisch und textlich ungemein werthvolle Leistung bildet, die um so anerkennenswerther ist, als sie nur 60 Pfennig kostet.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Ziehe, Halle (Saale, Leipzigerstr. 87).